



Ein besonders eindrückliches Bild schuf Alis Guggenheim 1950: «Die tote Freundin», Öl auf Leinwand.

Foto: bl

Zur Ausstellung von Alis Guggenheim im Aargauer Kunsthaus

«Das muss ich von innen heraus bilden können»

ANNELISE ZWEZ

Alis Guggenheim ist 1896 in Lengnau geboren und 1958 in Muzzano im Tessin gestorben. Ihr Leben als Jüdin, als Kommunistin, als alleinstehende Mutter, als Künstlerin kann als endlose Reihe von Diskriminierungen gelesen werden. Erst in den 50er Jahren, kurz vor ihrem Tod, wendet sich das Blatt. Nun zeigt das Aargauer Kunsthaus eine Retrospektive, die ebenso der Künstlerin wie ihrem Werk gilt. Zu sehen und zu erfahren ist das Schaffen einer Frau, die ihrer Zeit voraus war, indem sie sich selbst lebte, allem Unbill zum Trotz. Die Kraft dazu habe ihr die Russische Revolution gegeben, sagte sie.

«Das kann ich doch nicht lernen, das muss ich von innen heraus bilden können», notierte Alis Guggenheim 1944 im Rückblick auf ihren Einstieg in die Kunst um 1925. Zwei lebensbestimmende Pole sind darin enthalten: Einerseits die Angst, die Scheu und der Respekt der Frau aus ärmlichen, jüdischen Verhältnissen gegenüber der von Männern geschaffenen Kunst. Andererseits ein starker Glaube an die eigene, «revolutionäre» gestalterische Kraft. Der tägliche Kampf ums Überleben in einer schwierigen Zeit hat indes vieles nie entstehen oder wieder zerfallen lassen. Die Hoffnung auf eine menschlichere – auch frauenfreundlichere – Zukunft, die sie in den ideellen Zielen des Kommunismus zu sehen glaubte und auch in Gesprächen vehement verfocht, trug sie zwar als Mensch in einem Kreis von gleichgesinnten Freundinnen und Freunden, doch in die Realität der Frau und Künstlerin brachte die Hoffnung wenig ein.

Eine ausserordentliche Frau

Manches Werk hat die Künstlerin in Zeiten grosser Enttäuschung zerstört (unter anderem drei lebensgrosse Figuren). Die Ausstellung in Aarau zeigt es deutlich: Wenig ist übrig geblieben von den ersten 25 Jahren ihres Schaffens als Bildhauerin in Zürich. Aber es reicht, um die Kraft dieser ausserordentlichen Frau zu erkennen. Da ist im Treppenhauseaal – exemplarisch für Leben und Werk von Alis Guggenheim – neben interessanten Dokumenten nichts als eine lebensgrosse Figur aus Bronze, entstanden 1928. Dass es sie überhaupt noch gibt, ist der Glockengiesserei Rüttschi in Aarau zu verdanken, welche die Gips-Figur in den dreissiger Jahren auf eigene Kosten zweimal abgoss, eine für

den Aargauer Regierungsrat Keller, die andere für die Künstlerin. Es ist die einzige Arbeit von Alis Guggenheim, die es in Bronze gibt. Sie zeigt eine wohlgestaltete, nackte Frauengestalt, welche die Hände in die Hüften stützt. Auf den ersten Blick ist der Unterschied zu analogen Figuren von Geiser, Bick, Kissling, Haller aus derselben Zeit – alles Künstler, die Alis Guggenheim kannte – nur klein. Aber er ist entscheidend: Beat Wismer nannte die Plastik in seiner «Begrüssung» an der sehr gut besuchten Vernissage vom letzten Sonntag eine «selbstbewusste Frau». Und schon in zeitgenössischen Kritiken – die Figur war 1928 an der «Saffa», der ersten Ausstellung für Frauenarbeit, in Bern ausgestellt – war zu lesen: «Wenn nur jede Schweizer Frau so aufrecht dastehen würde.» Zwei Momente sind entscheidend: Es ist eine von einer Frau gestaltete Frau – keine Männer-Projektion, sondern eine Ich-Figur. Und zwar durch und durch. Der Gesichtsausdruck und die Haltung mit den Händen in den Hüften macht diese Frauenfigur, auch ohne laute Töne, zu einer der ersten künstlerisch gestalteten Emanzipationsfiguren. Sie ist nicht nur «selbstbewusst», sondern auch ihrer selbst bewusst. Und das ist für 1928 ausserordentlich. Dass sie 1928 von der Jury der «Nationalen» abgelehnt wurde, weil sie von einer Frau geschaffen war und 1944 von der Stadt Zürich nicht angekauft wurde, weil Alis Guggenheim der KP

angehörte, ist Teil der Lebensgeschichte dieser Künstlerin.

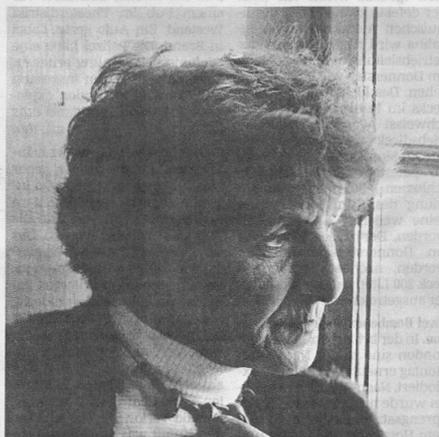
Von den Arbeiten der 30er Jahre sind es vor allem einige Tusch-Zeichnungen, welche die inhaltliche Kraft der «Saffa»-Figur weitertreiben. Unter anderem ist da ein «Stehender weiblicher Akt mit geschlossenen Augen». Die erotische Qualität dieser Frau-Frau-Figur widerspricht den Thesen Sigmund Freuds aufs Schönste. Die innere Freiheit, mit welcher Alis Guggenheim der schlanken Frauengestalt die sinnliche Lust der Erwartung einschreibt, ist unter geschlechtsspezifischen Aspekten bedeutsam.

Von 1932 bis 1935 weilte Alis Guggenheim – dank einer Erbschaft von 4000 Franken – mehrheitlich in Paris. Bezeichnenderweise kommt sie dabei weniger in Berührung mit zeitgenössischen, künstlerischen Strömungen als mit einer Vielzahl von gleichgesinnten Menschen, darunter bereits zahlreichen Emigranten. Man trifft sich in ihrem (kargen) Atelier. Das Leben, die Mit-Menschlichkeit zählen für sie offensichtlich mehr als formal-künstlerische Experimente. Wichtig ist ihr ein Besuch bei Maillol, 1934, in einem Brief an ihre (halb-russische) Tochter Ruth schreibt sie, Maillol sei für einen Bildhauer «was Stalin für einen Kommunisten». Es zeigt sich darin, wie in vielen anderen Äusserungen, die völlig idealisierte Sicht auf die UdSSR, die wohl in ihrer jugendlichen Liebe zum schliesslich gescheiterten russischen Revolutionär Mischa Berson wurzelt. Diesem

Mann, mit dem sie 1919 nach Moskau zog, verdankt Alis Guggenheim ihr «Erwachen», ihre ganz persönliche Revolution.

Jüdische Kindheit in Lengnau

In den späten 30er Jahren entdeckt Alis Guggenheim – wohl unter dem Einfluss des marxistischen Kunsttheoretikers Max Raphael – ihre zusätzliche, malarische Begabung. Ausgehend von den in traditionellen Zürcher Kreisen gepflegten Malstil, aber mit einer Portion mehr «Naivität» – im guten Sinne des Wortes – beginnt sie Zürcher Strassenszenen zu malen, unter anderem die «Gessner-Allee» und die «Sihlporte». Von diesen Bildern führt eine direkte Linie zu den späten «Erinnerungen an die Kindheit in Lengnau» (um 1950). 1940 verwirklicht Alis Guggenheim einen alten Traum: sie zieht aufs Land, nach Muzzano im Tessin. Hier entstehen vor allem Tessiner Landschaften. Die Natur wird zum Träger ihrer Sehnsüchte und auch ihrer Freude. Kunsthistorisch bewegen sie sich im Feld der damaligen traditionellen Malerei, auch dies im guten Sinn des Wortes. Sie als bewusste marxistische Kunstausserungen zu apostrophieren, wie dies Professor Hans Heinz Holz in seiner Vernissageansprache getan hat, entbehrt unserer Ansicht nach jeglicher Grundlage. Skulpturen entstehen nur noch wenige. Um das bisschen Geld zu verdienen, das sie zum Leben braucht, beginnt sie Keramiken herzustellen, die sie dann in Zürich – von der Wohnung ihrer Tochter aus – verkauft. Vieles ist dem Kunsthandwerk zuzuordnen, in einzelnen Werken – wie etwa dem «Topf in Form von zwei Kuhköpfen» erreicht sie indes eigenständige plastische Qualität. Um 1950 beginnt sich das Blatt zu wenden. Die neue Situation nach dem Krieg trägt dazu bei. Ihre Werke werden nun in Ausstellungen gezeigt. Dass Alis Guggenheim zu dieser Zeit beginnt, die Traditionen ihrer jüdischen Kindheit in Lengnau zu malen, in einem Stil, der das kindliche Erleben quasi spiegelt, hat wohl komplexe Gründe. Der Krieg und das Zerstören der jüdischen Kultur spielte mit, aber auch das nun aufgrund der Schuld erneuerte Verhältnis der Gesellschaft zum Judentum. Es spiegelt sich aber auch eine Art Versöhnung der vielfach enttäuschten Künstlerin mit ihren Wurzeln, ein Tilgen ihres eigenen: «Als ich Kommunistin wurde, habe ich aufgehört Jüdin zu sein.»



Verbrachte ihre Kindheit in Lengnau: Alis Guggenheim.